

Januar 25

Nun überholt sie Nacht, die atemdicht  
sich an die sichtbar nahen Scheiben hebt.  
Gespiegelt trägt das Traumgeäst mein Licht,  
das auf dem Glas und fern im Walde schwebt.

## Symbolum

Die dunklen Bilder, die der Traum gebiert,  
durch die du taumelst in Umdämmerungen,  
bergen den Stufenaufweg, der dich führt  
zu deines Lebens letzten Gipfelungen.

Laß Worte ringen, deinen Traum zu schildern;  
Worte, umdrängt von Schrecknissen der Nähe!  
Es tragen dich die Worte in den Bildern,  
die nun erleuchtet sind, hinauf zur Höhe.

Es singt das Rätsel: wunderbar versenkt  
ist klares Ziel in dunkles Traumgesicht,  
ist in den Sturz das Steigen. Seele denkt  
gewissen Fall — und schwebt schon hoch im Licht.

22

## 28 28 SCHREIBENDE WELT

Emil Ludwig — Robert Louis Stevenson — Das fünfte Ziel-  
jahrbuch — Ein okkultistischer Roman — Leopold Ziegler —  
Zum Thema Goethe — Die Magazine

von

OTTO FLAKE

Neu herausgegeben 1925

**E**mil Ludwigs „Genie und Charakter“ ist eine Sammlung von  
zwanzig „männlichen Bildnissen“, bei Rowohlt erschienen. Blättert  
man den Band zunächst durch, so fällt die Wahl der Büsten, Photo-  
graphien, Malerporträts auf, die den Text unterstützen.

Bereits diese Wahl sagt etwas über den Autor aus: sie verrät einen

Sinn für das, was man Opposition gegen die landläufige Auffassung von großen Männern nennen könnte. Dieser Sinn ist dem Snob eigen und dem, der den tieferen Blick besitzt.

Wenn Ludwig je dem Wunsch geopfert hat, einen Mann anders als andere Leute zu sehen, Ehrenrettungen zu schreiben, hinter den Kulissen gewesen zu sein, entscheidenden Augenblicken beigewohnt zu haben — nun so hat er die Fehler seiner Tugend gestreift; „Genie und Charakter“ ist eindeutig ein Buch des tieferen Blickes.

Bedeutende Charaktere haben ihr Pathos, wie alles was Tat und Werk ist. Offenbar fühlt sich Ludwig produktiv erregt, sobald ihn die Schwingungen dieses Pathos treffen. So wahr in Schiller Meyerbeer steckt (und in Wagner auch), so wahr steckt in Ludwig etwas von Schiller, der statt eines Professors der Geschichte auch einen Journalisten des großen, repräsentativen Stils abgegeben hätte, nämlich einen, der die politische Leidenschaft kennt.

In der Vorrede, die über historische Gestaltung spricht, erklärt Ludwig, daß er Plutarch als Vorbild bewundert; der modernste unter allen Porträtisten sei jetzt gerade achtzehnhundert Jahre alt. Wodurch ist Plutarch Plutarch? Dadurch, daß er den kleinen Zug, oft die Anekdote benutzt und doch ernster Schriftsteller bleibt.

Also durch eine moralische Legitimität, man kann aber auch sagen durch eine Künstlerschaft, die ein nicht ungefährliches Mittel nur gerade so viel benutzt, wie die Absicht, ein Licht aufzusetzen, es verlangt. Kurzum, Plutarch hat selbst Charakter, was schließlich „nur“ bedeutet, daß er Respekt, Vorsicht und sicher ansetzende Hand hat.

Eben diese Mäßigung, der Verzicht auf den naheliegenden Effekt, zeichnet auch Ludwig aus, bei dem ich ein Reifen und Erleben zu spüren glaube.

Er ist also Porträtist, der dem Lebensschicksal den Vorzug vor der Geschichte gibt, der zeitloseren Persönlichkeit vor der Milieutheorie. Der Kern eines Lebens ist: das Verhältnis von Spannung und Lähmung, nicht die Harmonie mit der Welt, sondern die mit sich selbst, will sagen die Behauptung bei allen Schwankungen, die Tapferkeit, der Mut, die Zähigkeit.

In der Tat, das ist der Kern. Harmonie mit der Welt — vielleicht war Spinoza in Harmonie mit der Welt, aber nie irgendeiner der Kämpfer. Genie ist Spannung von Extremen, und es hat nie eine heldische Erscheinung gegeben, deren Beziehung zur Welt nicht tragisch gewesen wäre. Das Wort Pathos sagt es.

Nicht jeder trägt seine Tragik auf der offenen Hand, so daß sogar ein Philologieprofessor sie greifen kann; die Tragik, womit der so raffiniert schweigende Goethe zahlte, war dieselbe Einsamkeit, die immer und überall das Merkmal des Genius ist: an seinem Stigma erkennt ihr es.

Daher wird der „echte Porträtist“, um den es Ludwig zu tun ist, so malen, daß das Stigma hervortritt. Das ist mit Kürze zu erreichen. Wie langweilig sind die schönen Bücher über Rembrandt; wie ganz erfaßt ihn, wer dem Sichtbarwerden des Stigmas in der langen Reihe der Selbstporträts nachgeht, wie Ludwig im Fall Rembrandt tut.

Andererseits wird bei dieser Problemstellung stets deutlich werden, weshalb Energien, wie die von Stanley und Peters, groß sind, aber der Größe ermangeln. Auch die Einschränkungen, die Ludwig bei Rathenau gemacht, gehören hierher.

*zu Zille frei*

Als Knaben lasen wir, unbekümmert um den Namen des Autors, eine Abenteuergeschichte aus der Seeräuberzeit: „Die Schatzinsel“. Vor einigen Jahren, in der Renaissance dieser Gattung, fiel sie mir abermals in die Hände, und vom Namen blieb immerhin das Hauptstück, Stevenson, in der Erinnerung.

Heute habe ich das Vergnügen, ihn als Robert Louis Stevenson vorzustellen und zu versichern, daß er ein ganz ausgezeichneter Schriftsteller ist, den eingeführt zu haben, zu den Verdiensten des Münchner Verlages Buchenau und Reichert gehört (Gesammelte Schriften, ~~nun-~~ ~~mehr~~ bis jetzt vier Bände).

Ein Nachwort der beiden Herausgeber Thesing berichtet über seine Lebensumstände. 1858 in Edinburg geboren, war er zuerst Advokat, dann Schriftsteller, lebte infolge seiner schwachen Gesundheit viel auf Seereisen, heiratete und starb schon 1894.

Ich notiere drei Eigenschaften. Erstens, dem schottischen Blut verdankt Stevenson das Balladeske. Er schildert nicht bürgerliches Milieu und bürgerliche Erlebnisse, sondern die Dämonie des Meeres, kräftige Begebenheiten, Hochlandsschicksale, Südseeepisoden; und da alle diese peripheren Dinge der Vergangenheit angehören, so treibt er sich in zurückliegenden Zeiten herum.

Sein größter Roman, „Der Junker von Ballanträ“, spielt im Schottland des achtzehnten Jahrhunderts unter Rothäuten und in einem New York, das noch die ländliche Hauptstadt einer englischen Kolonie war.

Dieser Junker ist ein toller Bursche. Wie in einer romantischen Oper ist der Böse immer auf seiner Seite, und der Junker fühlt sich wohl bei; dreimal tot geglaubt, taucht er immer wieder auf und zerstört das Leben seiner seltsamen Gegenspieler — seltsam, weil sie schon Bürger sind, gesetzestreu und geschwächt im Instinkt, und doch von ihm sich ihr Schicksal vorschreiben lassen.

Wie in allen guten Romanen beruht die Wirkung darauf, daß der Dichter ein und denselben Gedanken dreht, von neuem anbohrt, also in einer Zähigkeit, die nicht ruht, bis die Figur ihr Letztes hergegeben hat. Wenn man einen Stoff fand, soll man sich in ihn wie eine Dogge verbeißen.

Zweite Eigenschaft: sein Humor englischer Färbung. Ich ziehe diesen dem deutschen vor, der in seinen großen Vertretern so formlos wuchert, daß die wunderbarsten Perlen nie zu einem Halbsband reichen, und in seinen kleinen so aufdringlich wird, wie nur der Spießbürger mit der Sonne im Herzen werden kann.

Die Lektüre Stevensons hingegen ist, wie der Verkehr mit einem Gentleman erquickend, und alle Imponderabilien kommen zum Recht, ohne je vorlaut zu werden. Es gibt da eine Geschichte, „Der Schatz von Franchard“, in der dieser Humor sich zur Meisterschaft steigert.

Spott über einen Don Quichotte von französischem Aufklärer, Tief-sinn, räubermäßig unwahrscheinliche Fabel, Sinn für Genüsse des Lebens, das alles mischt sich zu einer Ingredienzschüssel, und die lehrhafte Moral schwebt deutlich darüber, derart, daß man die Absicht merkt und doch nicht verstimmt wird: das eben ist Künstlertum.

Dritte Eigenschaft: Anschaulichkeit, Saft, Rundheit, im Ausgleich mit Zartheit und Wärme.

3 Zeilen für  
 „Geistige Politik!“ ist der Titel des fünften der von Kurt Hiller herausgegebenen Zieljahrbücher; Verlag der Literaria.

Um mit drei kleineren Einwendungen zu beginnen, so finde ich es gesucht, ein solches Buch mit einem Gedicht zu eröffnen; unangebracht, daß der Herausgeber die Beiträge der Mitarbeiter mit seinen eigenen Glossen versieht; nicht ohne Komik, wenn er im Verzeichnis empfohlener Schriften bei Nietzsche angibt: „Alles außer der Geburt der Tragödie“.

Haben die Aktivisten einen Papst, der auf den Index setzt? Weshalb gefällt ihm jene eminente Schrift des jungen Nietzsche nicht?

Weil die wichtigste aller Tatsachen, der tragische Charakter der Welt, nicht zum Eudämonismus und Optimismus der Aktivisten paßt?

Damit ständen wir mitten im Problem dieser Bewegung, demselben Rationalismus, der die selbständigen Köpfe gleichgültiger gegen den Aktivismus werden läßt, als er verdient, da er wenigstens eines bekämpft, die Resignation.

Einstmals, zur Zeit der ersten Zielbände, trat der Aktivismus als Mahnung an die Träger des Geistes auf, den Staat nicht den Gewalthabern, nicht den Ausbeutern zu überlassen; denn wer die Macht im Staat hat, hat auch die Schule, die Schule prägt die Massenideen, die Massenideen bestimmen die Geschicke des Landes.

Weil der Charakter eines Volkes, die Fragen der Subalternität, der Freiheit, der Mitverantwortlichkeit, der Reife auf dem Spiel stehen, soll man politisch interessiert sein. Und weil der Aktivismus das aussprach, war er soviel besser als die geduckte Gleichgültigkeit, mit der vor dem Krieg unsere Geistigen den Staat denen überließen, die bereit waren, ihn zu benutzen.

Seit 1918 jedoch trat die Idee der Diktatur in den Vordergrund, und fortan bedeutete die Forderung der geistigen Politik nichts anderes als die Überzeugung, daß erstens die Welt von der reinen Idee her zu reformieren sei, zweitens die Platoniker die Herrschaft übernehmen sollen.

Diese Forderung, den absoluten Vernunftstaat zu gründen, hat die Aktivisten der Hillerschen Richtung dazu geführt, mit dem Bolschewismus zu sympathisieren, ohne daß sie sich doch entschlossen hätten, zum Kommunismus überzutreten.

Die Folge war, daß sie heute in der Luft schweben; daß viel gute Energie dem Evolutionismus, der einzigen brauchbaren Haltung in Europa, verloren ging; daß die Bewegung sich in ebenso extremen wie unbeachteten Resolutionen entläßt, zum Beispiel jenem Essener Beschluß, die Abschaffung der Reichswehr zu verlangen.

Es ist sehr liebenswert, wenn das kleine und durch seine Lage absolut gesicherte Dänemark zur völligen Entwaffnung übergeht; aber es ist ein entsetzlicher Doktrinarismus, das Gleiche von einer Großmacht zu verlangen, die sich selbst aufgeben würde, wenn sie einen solchen Schritt um der moralischen Geste willen unternähme, ohne daß die ihr gleichgeordneten Staaten sich ihr anschließen. (Anweisung: Verhandlungen, nicht Proklamationen.)

Auch der Abscheu, den Hiller gegen die Dienstpflicht hat, ist zwar

persönlich echt, aber schief in seiner Begründung. Das männliche Handwerk des Kriegsführens und Tötens wird langsam zum Atavismus, aber man sollte so naturhafte Dinge nicht an einer rein moraltheologischen Norm messen, und als absolut „entwürdigend“ darf das Soldatische nicht hingestellt werden. Statt um Ausrottung der Natur kann es sich nur um Sublimierung der Natur, das heißt um Nutzbarmachung derselben Energien auf höherem Niveau handeln.

Es sind diese Einsichten, die Hiller schuldig bleibt; es gibt einen Punkt, wo der Goethesche Geist und der talmudische sich nicht verstehen — dieser jenen nicht versteht. Wenn der Pazifismus mich hindern sollte, naturhaft zu bleiben, würde ich ihn über Bord werfen.

Die Ereignisse des Jahres 1924 könnten darüber belehren, daß die Forderung der geistigen Politik schlechter ist als die der staatsmännischen; daß sie die Menschen viel geistiger sieht, als sie sind.

Pazifisten sollten ihre Idee überhaupt nicht mit der Proklamation eines nicht bestehenden Gesellschaftssystems verknüpfen, viel eher könnte man sagen, Pazifismus sei an die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft und des Privateigentums gebunden. Jedenfalls seine Aufgabe besteht darin, Brücken zu einem organisch zu findenden Morgen zu schlagen, statt die Utopie dieses Morgen fix und fertig auszuarbeiten.

Genf und London haben uns vorangebracht, nicht die Entwürfe zu einer Herrschaft der Aristoi. Politik kann überhaupt nicht aus ihrer realen Sphäre in die geistige überschrieben werden. Hiller isoliert den Geist, stellt ihn zu dogmatisch heraus. Er ist ein Mensch, dessen Mut und Unerschrockenheit ich bewundere, so oft er gegen ein Unrecht auftritt, dem ich aber wünsche, daß er diese seine moralische Stärke erkenne; ein umfassendes philosophisches Weltbild ist etwas anderes.

Im einzelnen enthält das Zieljahrbuch neben mäßigen Artikeln, worunter sogar feuilletonistische Aphorismen, ausgezeichnete Aufsätze. Ich begnüge mich, zu nennen: Ernst Hierl, Über Wyneken und Blüher (sofort am Stil als Arbeit eines Mannes kenntlich, dem sich energischer Gedanke in energisches Wort überträgt) und Hugo Marcus, „Die Entlarvung der Tiefe“ (ein Beitrag zur Paradoxie der Verwirklichung).

In Wien wurde ich mit dem Schriftsteller Franz Spunda bekannt, der, als er hörte, daß ich bei größtem Interesse für Metaphysik nie

etwas für Okkultismus übrig gehabt habe, mir versicherte, ich tue Unrecht. Er schickte mir einen seiner Romane, „Das ägyptische Totenbuch“ (Rikolaverlag), und ich berichte, statt privat und brieflich, hiermit öffentlich über meinen Eindruck, weil mir scheint, daß diese Dinge die Öffentlichkeit angehn.

Und schon stocke ich, mich erinnernd, einen ruhigen und sympathischen Menschen kennen gelernt zu haben, der es ohne Zweifel ablehnen würde, hundert jener Groschenhefte zu lesen, in denen trotz Jugendämtern und Staatsanwälten das Prinzip, Handlung zu liefern, bis zum Extrem der Blutrünstigkeit getrieben wird.

Aber was der stille Franz Spunda in seinem Roman an Geschehnissen zusammenträgt, ist so, daß H. H. Ewers, der die gerissensten Rezepte hat, um den Leuten das Gruseln beizubringen, beschämt seinen Vampirismus revidieren müßte.

Dabei ist ein Unterschied; er liegt eben in der Gerissenheit, die Spunda ganz abgeht. Dieser hat seine positiven Seiten, ein anerkennenswertes Verhältnis zu den Ideen der Erlösung, Überwindung, Steigerung und ist gewiß subjektiv ehrlich, vom Wert seiner Bemühungen überzeugt.

Jedoch, subjektive Einfalt kann objektiv unehrlich sein, nämlich auf einer Selbsttäuschung beruhen.

Bevor ich weiter analysiere, werde ich eine Andeutung vom Inhalt dieses nekromantischen Romanes machen. Ein Ägyptologe findet in einer Katakombe das ägyptische Traumbuch und die unversehrte Mumie eines ägyptischen Mädchens, das beiläufig zweitausend Jahre alt ist. Die Anweisungen der Totenbücher setzen ihn instand, einem römischen Mädchen dieser Tage Astrale und Lebenskraft zu entziehen und der Mumie auf vampiristischem Weg zuzuführen. Der Verlobte der Römerin, ein Lord, der auch vom Fach ist, balsamiert seine Braut ein, in der Hoffnung, den Kampf gegen jenen Teufel zu gewinnen und die Transfusion rückgängig zu machen.

Folgen Blutmagie, Hypnosen, geheime Heilige, noch Heiligere, die in Abessinien besucht werden, wieder auferstandene Propheten, tausend andere Wunder und Entfesselungen der Hölle, die das Werk Christi zunichte zu machen drohen; ich kann das nicht alles anführen, das Gedächtnis meiner Feder ist schwächer als die Erfindungsgabe des Autors.

Die Erfindungsgabe? Nein, die durch Studium gewonnenen Kenntnisse dieses Autors, der — um nun die Analyse fortzusetzen —

folgenden *circulum vitiosum* begeht. Überzeugt, daß es magische Kräfte gibt, stellt er aus der Literatur eine Fabel zusammen, in der sie alle auftreten, und bietet dann dieses Buch als Beweis für die genannten Kräfte an.

Nichts anderes. Der Roman ist also im Grunde eine Hypnotisierung der Leserschaft. Wenn man nun weiß, wie viele Tausende dieser Sphäre zutaumeln, ist es erlaubt, ohne Rücksicht auf die subjektive Ehrlichkeit des Autors den Autor zu fragen, was von einer solchen Methode zu halten sei, die mit dem Anspruch auftritt, Resultate zu geben, und doch nur die On-dits der Magie für bare Münze nimmt.

Theophile Gautier, der auch von Mumien erzählt, wollte nichts als Literat sein, der amüsant die romantische Gattung pflegte, und E. Th. A. Hoffmann symbolisierte die Spaltungen seines Ichs, gänzlich einmalig und persönlich. Der eine lieferte Phantasiespiel, der andere Tiefsinn, beide sind ohne Anmaßung. Was aber ist ein Schriftsteller, der Phantasien als Wirklichkeit anbietet, ohne sie beweisen zu können? Ein Mann, der der Verführung, Verdummung, Gewissenlosigkeit dient. Das subjektiv Ehrliche und das objektiv Ehrliche müssen sich decken.

Daran ändert auch Gustav Meyrink nichts, der diesen Roman mit einem Vorwort deckt, das übrigens, bezeichnend genug, von ganz anderen Sachen als diesem Roman spricht.

Ein Buch wie das von Spunda ist sehr europäisch, womit ich sagen will, daß es seine Absicht, einen Stimmungskomplex nicht in die richtige Form projizieren kann. Das ist wie beim Theater, wo man Stücke, die als Singspiele, Marionette, phantastisches Ballet gedichtet werden müßten, in realistisch-bürgerlicher Form sieht. Europa, das die Wissenschaft erfunden hat, ist plump, es will das Unfaßbare direkt ausdrücken.

Jene subjektive Ehrlichkeit des Autors bedeutet daher, daß dunkle religiöse Empfindungen in ihm nach Projektion drängen; aber da er — beweisen wollend statt symbolisierend — die Form nicht findet, wird er objektiv unehrlich.

Spunda ist seinerseits von der Minderwertigkeit Europas überzeugt; aber soviel er auch von der Heiligkeit und dem Schweigen spricht, sein Buch ist gar nicht schweigsam, sondern ein durch nichts zu rechtfertigender Griff der kompakten europäischen Hand in das, was nicht in einen Publikumsroman gehört.

Ich vermute, daß er Katholik ist; dann ist ihm auch die Stellung



der Kirche zu diesen Entweihungen bekannt: sie verbietet, mit Recht, die Profanierung des Okkulten in dieser Form, in der es zur Schauermär wird, zur Verwirrung des Dienstmädchens oder auch der Gans im Salon, die à la mode sein will.

Wenn subjektive Ehrlichkeit und objektive Unehrllichkeit zusammen auftreten, liegt immer eine Inkongruenz von unterbewußtem Trieb und bewußtem Ausdruck vor. Der geistige Mensch von Rang gibt Kongruenz. Er setzt die Gedanken nicht liederlich in die Welt, er kommt für sie auf. Seine zwingendste Eigenschaft ist Selbstkontrolle er gibt Resultate.

Man lese im vierten Band der „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ (Verlag Felix Meiner) das Kapitel Leopold Ziegler. Hier findet man Tiefgang, Vorsicht, Ergebnisse. Also wird man Klarheit, Bedeutsamkeit und hohe schriftstellerische Form finden. In der Tat: diese Selbstdarstellung Zieglers ist ein Stück großer deutscher Prosa.

Mit genügendem Humor kann heute ein produktiver Geistiger seine Einsamkeit, Wirkungslosigkeit, Verurteilung zum Individualismus tragen; oder mit höchst gespanntem, und bereits tragischem Heroismus; oder mit Stoizismus und jenem Gefühl des Adels, der um der Würde willen — ein Schicksal bejaht.

Von allen diesen Formen des Positiven wirkt etwas in Ziegler, daher jede seiner Seiten ein Erz ist, das den Klang der guten Mischung gibt.

Meine Lektüre ist oft verwegen wahllos, ich nähre mich nicht nur von der hohen Geistigkeit, sondern auch von Unterhaltungsromanen. Amüsiert erinnere ich mich, zugleich mit Ziegler Herrn X. gelesen zu haben, den erfolgreichen mondänen Autor, der Dreihunderttausendaufgaben hat und sie dem Umstand verdankt, daß er Leidenschaft und Mut zu Konflikten so darstellt, wie das Publikum sie sich denkt — alles ist hier Pseudo, das Heroische und das Tragische; Mitleid, Schmerz, Verwegenheit, Lust, Sturz von der Höhe, alles ist da, nur wird es an die falsche Stelle gesetzt, Depravierung des Instinktes für die Nuance.

Nach diesem Lehrgang in erfolgreicher Tragik erkannte ich mit geschärftem Blick, welch erhabene Donquichotterie es bedeutet, so zu denken und zu schreiben, daß die Akzente an der rechten Stelle

stehen. Was für eine Welt, in der amerikanische Magazine und „Der ewige Buddha“ zugleich gedruckt werden; wenn ihr Sinn nicht Chaos ist, muß er Stufung, Sphärenhierarchie sein.

Am stärksten ergriff mich in der Selbstdarstellung Zieglers die Stelle, wo er die Frage aufwirft, was denn ein Philosoph, was überhaupt Philosophie sei und die Antwort gibt: Welt-verankerung, -verheftung, -verwurzelung.

Man biete diese Definition einem Vertreter der akademischen Philosophie an, er wird ironisch lächeln. Aber nun Zieglers Erläuterungen zu eben dieser Definition: der Akademiker ist Produkt der sekundären Geistigkeit, nämlich derjenigen, die einerseits alles, was primär gedacht wurde, verarbeitet, in Kategorien teilt, trennt, spezialisiert, andererseits das vornimmt, was ich oben Isolierung des Geistes nannte, sich mit einer Teilerkenntnis identifiziert.

Hat einer schon einmal klar erkannt, daß die deutsche Ideologie, die Züchtung dieses theoretischen Menschen, in gerader Linie vom Philologen und Wissenschaftler herkommt? Habt ihr noch nie angesichts des Wissenschaftlers mit der Brille das Gefühl gehabt, daß die Brille nicht Akzidenz, sondern Symbol sei, die extreme Geistigkeit in einen unaussprechlichen Zusammenhang mit dem verzerrt Tierhaften bringen?

„Primäre Geistigkeit,“ sagt Ziegler, „wahrt den Abstand auch zum Geist und verfällt ihm nicht.“ Nie ist der primäre Mensch Dogmatiker, immer großer Realist im letzten, umfassenden Sinn, Überspanner der Extreme.

Die Arroganz des Kitsches, die des Radikalismus, die der Wissenschaftlichkeit — das sind die drei Fronten, die der Produktive, der Mensch, der reinliche Geist sich gegenüber sieht. Hoffnungslos, fast oder ganz, ist diese Situation, die das tiefe Niveau des deutschen Geistes erklärt, um nur von dem zu reden, was uns angeht.

Die Skala der Werte ist gestürzt, und wenn man sie wieder aufrichtet, ergibt sich dieser Aufmarsch des Sentimentalen, des Lieblosen und des Dummen gegen die Söhne des Gottes, die verzweifelt um ihr Leben kämpfen.

Übrigens findet man die Selbstdarstellung Zieglers auch in einer Werbeschrift, die der Verlag Otto Reichl unter dem Titel „Dienst an der Welt“ herausgibt; sie enthält außerdem Stimmen guter Kritiker über das Werk Zieglers, unter anderem von Paul Wegwitz, der sich durch die seltene Fähigkeit auszeichnet, klar und unter Verzicht auf die übliche Polemik über neue Philosophien zu schreiben.

Nichts Aufschlußreicherer kann über Goethe gesagt werden, als die kurzen Ausführungen, die Hermann Hesse hier im Oktoberheft („Goethe und Bettina“) gemacht hat.

Ich vermute, daß die Deutschen sich einem Irrtum über ihren Goethe hingeben, nicht nur die Philologen, die selten das Geld wert sind, das der Staat ihnen zahlt, sondern auch jene bewunderten Ästhetiker, die die großen Deutungen des Lebens Goethes entwerfen.

Denn sie arbeiten an der Gestalt eines Helden, ohne die tiefe Problematik des Helden hineinzuziehn. Das Heroische ist ein Versuch, den Abgrund, aus dem das Leben steigt und in den es erbarmungslos zurückstürzt, zu schließen. Ein geistiges Dasein, das nicht tragisch zerfressen wird, ist nur scheinbar harmonisch.

Hesse nennt Goethe den scheinbaren Optimisten. Nicht daß man nun einen echteren, tragischen Goethe ausgraben dürfte: es fiel Goethe nicht schwer, „apollinisch“ zu sein. Aber Hesse zeigt, womit diese gesunde Haltung bezahlt wurde, allgemein in jedem einzelnen Fall bezahlt wird, durch die Entpersönlichung des Alters. Irgendwo muß jedes große Leben durch den Schatten des tragischen Gottes gehn, sonst ist es nicht groß.

Das Alter als ein Hinüberwachsen ins Nichtmehrmenschliche ist auch bereits Verneinung des Menschen, sehr schön verweist Hesse auf den alten Rembrandt, aus dessen Zügen die schauerliche Verzweiflung des Gottes spricht, der sich im Menschen zu verwirklichen sucht.

Wenn man Goethe nicht nach dieser Richtung zurechtrückt, ist er — unerträglich. Wer ihm die unangreifbare Majestät gibt, bestätigt alles, was viele der Besten gegen ihn vorbrachten.

Man lese in den Kompendien die sentimentalischen Verzückungen über das Verhältnis Goethes zu Bettina, und man lese die ungeachtet aller Diskretion tödlichen Worte Hesses über die Einseitigkeit dieser Beziehung, bei der das naive und warme Angebot auf seiten des Mädchens und der Frau, die Starre, die unbeteiligte Duldung bei dem Alten war, der schon in der Ferne weilte, wo die irdische Erscheinung eines großen Menschen gespenstig wird.

Goethe macht es dem, der ihn groß sehen will, nicht leicht. Er überdeckte, er bog aus, er versagte, man denke nur an die ergreifenden Worte, mit denen Kleist ihm nahe und zurückgewiesen wurde.

Lange vor dem Krieg behauptete ich einmal in Paris, daß auch für Deutschland die Zeit der Magazine kommen werde — jener Inseratenplantagen, die auch ein paar Felder für den Lesestoff freigeben. Die Zeit ist gekommen, und die spießbürgerlichen Familienblätter der Deutschen werden in kurzem nicht wiederzuerkennen sein, alle amerikanisch gefirnißt.

Was wird geschehn? Eine ungeheure gesteigerte Nachfrage nach dem unterhaltsamen Lesestoff erzeugt ein unabsehbares Angebot der Produktion. Die Umstellung der Schriftstellerlieferanten erfolgt über Nacht, die Trivialität des modernen durchorganisierten Lebens überbaut sich mit einer Romantik eben dieses modernen Lebens, das darauf dringt, seine Idee zu fühlen — die Idee des Abenteuerlichen, Überraschenden, Maximalen, des Schmisses einerseits, der unverlierbaren Sentimentalität andererseits.

Da habt ihr so recht, was auf dieser Erde Leben heißt: liebenswerte Jugend und anzustrebende Vereinfachung sind nur zu haben, wenn man Plattheit, Grellheit, Rührseligkeit mit in den Kauf nimmt.

Seltsame Gedanken können einem kommen, über die sehende Blindheit, mit der man selber daran arbeitet, daß der alte Geist gestürzt werde. Und doch weiß man genau, daß der Weg ins Zeitalter der Masse durch nichts versperrt werden kann, nicht versperrt werden soll. Es ist die gleiche Entwicklung, wie wir sie auf dem Gebiet der Technik kennen. Wir geben uns keinem Zweifel über den problematischen Wert der Radioentdeckungen, der Zeppeline, der Maschinen hin, und doch werden wir uns nicht lächerlich machen, indem wir gegen sie auftreten.

Es ist dies so recht der Punkt, wo sich die Unvereinbarkeit der Ideen, die immanente Tragik des Daseins greifen läßt. Begreift sie und meidet die Beredsamkeit.

*Joseph August Ball*